



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

Ralph-Rainer Wuthenow

Mit der Feder in der Hand: Lichtenberg als Leser¹

1.

Ein Mann wie Georg Christoph Lichtenberg, Gelehrter und Schriftsteller, mit vielen bedeutenden Zeitgenossen bekannt oder auch im Briefwechsel stehend, ist von Berufs wegen auch ohne die ihn stark beeinträchtigende Skoliose zur Tätigkeit auf dem Katheder und am Schreibpult oder -tisch sozusagen verurteilt. Notierend und lesend erst scheint er zu existieren. Nun gehört Lichtenberg auch mit Lessing, mit Forster zu den ganz wenigen Gestalten der deutschen Aufklärung von europäischem Rang, selbst wenn dies erst nach seinem Tode, als die zensierten „Sudelbücher“ aus dem Nachlass erschienen, allgemein erkannt werden konnte. Die Mitwelt freilich kannte den weithin gelobten Naturforscher, der mit elektrischen Apparaten experimentierte, wie auch den satirischen Schriftsteller und Mitarbeiter von Boies „Deutschem Museum“; der geniale, phantasievolle Meister des Bruchstücks und des Aphorismus blieb zu Lebzeiten kleinstädtisch scheu und verborgen. Hier jedoch, in den oft tagebuchartigen Aufzeichnungen und rasch vermerkten Einfällen, fassen wir Lichtenberg in seinen Reaktionen fast unmittelbar, nicht als polemischen Schriftsteller und Rezensenten, sondern als den Leser, der sich Gedrucktes vornimmt – im Hauskleid und mit der Feder in der Hand.

Es könnte lehrreich, ja fesselnd sein, sich einmal anzuschauen und nachzusehen, wie ein bedeutender und eigenwilliger Mann lesend reagiert und geurteilt hat, überhaupt einmal zu sehen, wie er auswählte, las, verwarf und wiederum las, bei neueren Autoren stutzte, die für uns heute längst wieder „alte“ sind, und wie er immer wieder zurückkehrte zu den alten, wie man sie damals nannte.

Zu den Grundsätzen des von Lichtenberg praktizierten Lesens darf man die Reflexion zählen, die er als Devise formuliert: „Laß dich deine Lektüre nicht beherrschen, sondern herrsche über sie“ (G 210).² Darin steckt mehr als die Forderung, kühl und entsprechend überlegen zu bleiben: Von der Lektüre wird beherrscht, wer wahllos das Gedruckte verzehrt, wer im blinden Akkumulieren von Kenntnissen nichts Gelesenes mehr zu amalgamieren vermag oder wer, wie es in der Jugend allzu oft und ganz natürlich geschieht, aus dem Gelesenen Urteile, Wahrnehmungsweisen, Weltansicht einfach übernimmt und sich mit Romanfiguren oder dramatischen Personen emphatisch identifiziert.

Es gilt zu wählen und kritisch wach zu bleiben, das eigene Urteil nicht untergehen zu lassen in der Flut der gedruckten Begebenheiten und Ansichten.

„Man lese nicht viel und nur das Beste, langsam, und befrage sich alle Schritte, warum glaube ich dieses? folgt es aus meinem übrigen Gedanken-System, oder ist es nur aus Trägheit zur Untersuchung durch Vorurteil, fides implicata und dergleichen daran angeplackt worden, hat sich einmal ein solcher Klumpen angehängt und man fängt an darauf zu bauen, so reißt öfters alles ab und dann wird eine Menge guter Sachen zuweilen unbrauchbar, und die Mühe ist doppelt sie an das eigentliche System schicklich so anzusetzen daß sie anschlagen“ (B 285).

Es ist nicht schwierig, hier abermals die Forderung auszumachen, sich in der Aufnahme des Lesestoffes nicht entmündigen zu lassen, ist es doch ein Grundsatz der Aufklärung, sich des eigenen Verstandes (auch hier) ohne fremde Anleitung zu bedienen. Was heute durch die Übergewalt der Medien längst zu einer ständigen Bedrohung geworden ist, wird auch im 18. Jahrhundert bereits als Gefahr erkannt (so bei Jean Paul) und ist wohl seit der Erfindung des Buchdrucks eine durch Missbrauch stets gegenwärtige Möglichkeit – man denke nur an den „Don Quixote“ von Miguel de Cervantes.

Das erklärt dann auch die auf den ersten Blick ganz unscheinbar wirkende Notiz: „Der noch nicht einmal passives und aktives Lesen unterscheiden kann“ (E 266). Für die Notwendigkeit dieser Unterscheidung liefert Lichtenberg auch den satirisch eingefärbten Beleg: „Er las so sehr gern, wie er sagte, Abhandlungen vom Genie, weil er sich immer stark darnach fühlte“ (F 132).

Das sind Maximen, an die sich Lichtenberg auch selbst zu halten versucht haben wird; sie erklären seine Urteile (soweit er sie in seinen Heften vermerkt), sie lassen eine gewisse Besonnenheit in seinen Lektürezuständen vermuten, keinen Enthusiasmus, keine völlige Hingegebenheit an das Werk.

2.

Dass er viel liest, ist selbstverständlich; neben den Alten, wie Tacitus oder Horaz, fesselt ihn auch der Pitaval, aus dem er sich mancherlei Merkwürdigkeiten notiert, immer wieder kommt er auf Shakespeare zurück, auf Samuel Johnson, überhaupt auf die Engländer: Defoe, Sterne, Swift und Fielding; er bewundert die Lebensgeschichte von Benjamin Franklin und er liest Voltaire („Candide“), Rousseau, Mirabeau (die „Histoire secrète de la Cour de Berlin“), Chamfort, aber auch Cellini und Cervantes. Mit Bewunderung liest Lichtenberg Lessing wie Wieland und mit ironischer Distance dann Goethes „Werther“; er mokiert sich über das Pathos Klopstocks und die Emphase der Sturm-und-Drang-Dichter. Dann aber überrascht die anhaltende Bewunderung für Jakob Böhme und das spätere lebhaftere Interesse für Jean Paul.

Naturwissenschaftliche Schriften, Abhandlungen, gelehrte Blätter und philosophische Veröffentlichungen, Kant zum Beispiel, liest Lichtenberg sowieso, wenn auch vielleicht nicht systematisch, denn er räumt ein: „Eine desultorische Lektüre ist jederzeit mein größtes Vergnügen gewesen“ (J 202).

Aber es sollte nicht allein um registrierbare Lektüren, festgehaltene Urteile gehen, es geht nun auch darum, wie dieser witzige, aufmerksame selbstständige Mann gelesen hat. Versuchen wir, ihm über die Schulter zu sehen. Lesen und Schreiben sind bei Lichtenberg wie Ein- und Ausatmen; wir wissen wohl, wie er schreibt, aber wir wissen nicht, noch nicht, wie er nun eigentlich liest. Wir kennen lediglich einige Reflexionen, die seine Lektüre betreffen, Devisen, die er für sich, gewiss nicht für spätere Leser formuliert hat.

Bücher, das wissen wir wie manches andere auch, will er gern ausgedroschen sehen, und wenn er mit der Feder in der Hand manche Schanze erstürmt zu haben behauptet, so tat er dies gewiss als einer, der jetzt schreibt, nachdem er, sich orientierend über den Gegner, sehr genau gelesen hat. Es gilt dies, obwohl er (oder auch weil er?) ein tiefes Misstrauen gegen Bücher, gegen bloße Buchmenschen hegt, gegen alle Schriften, die in einer alexandrinischen Epoche, aus Büchern verfertigt worden und oft genug, am Kopf entlang, aus dem Gedruckten auf die Blätter eines Manuskripts gewandert sind. Er schätzt ja die bedeutenden britischen Autoren, weil er bei ihnen das Leben, lebendige Anschauung und Erfahrung wiederfindet, nicht nur den matten Abglanz des Gedruckten.

Das sind, kurz angedeutet, Reflexionen und Reaktionen Lichtenbergs auf seine ständige Lektüre oder auf das, was ihm aus Leseerfahrung zugetragen wurde, wie auch hin und wieder auf Streitfragen der aktuellen Kritik und Theorie. Aber Urteile wie die über das Klopstocksche Pathos, dem er als Korrektiv die aufgeklärt nüchterne Haltung Hallers entgegenstellt, über die „Prachtprose“ Zimmermanns wie dann über die knappe Genauigkeit Lessings sind Resultate der Lektüre wie der Reflexion auf das Gelesene, so auch die häufigen Exzerpte in mehreren Sprachen. Vielleicht gelingt es, den Prozess dieser Urteilsentfaltung kurz sichtbar zu machen; nicht die Aufgliederung und Einordnung bestimmter Äußerungen ist für dieses Vorgehen entscheidend, sondern das, was diesen Formulierungen, Anmerkungen, Fragen und Einwänden vorausgeht. Soweit die „Sudelbücher“ dies überhaupt gestatten, sei einmal versucht, dies nachzuzeichnen – unsystematisch wie Lichtenberg selbst.

Wie also zeigt sich und was zeigt Lichtenberg als Leser? Was ihm die Schule (damals noch) als klassische humanistische Kenntnisse vermittelt hatte, muss dabei nicht weiter interessieren, gilt es doch für die meisten Zeitgenossen, aber es interessiert schon, wenn der Autor und Gelehrte in späteren Jahren darauf zurückzugreifen beginnt. Dabei ist wohl nicht unwichtig, dass Lichtenberg als Naturforscher früh schon der einseitigen, literarisch-historischen, an der Antike ausgerichteten Bildung die praktisch-naturwissenschaftliche ergänzend gegenüberzustellen versucht (wie Herder dies in seinen Gymnasial-Reden ebenfalls getan).³ Das ist natürlich auch ein Reflex auf die englische und französische Aufklärung mit ihren Forderungen und Errungenschaften. Es gehört schließlich zu den Leistungen Diderots als Herausgeber und Mitarbeiter der „Encyclopédie“, die Naturwissenschaften und mechanischen Künste stärker in das Bewusstsein der Zeitgenossen gerückt zu haben. Für die deutsche Schulstubenschläfrigkeit

war dies freilich noch ziemlich neu, wiewohl dann bald ein Erwachen erfolgen sollte, und die Entfaltung war bemerkenswert. Lichtenberg hat an ihr teil, der Niederschlag davon findet sich nicht allein in den postum edierten „Sudelbüchern“.

3.

Lesefrüchte sind Denkanstöße. Platon taucht in den Notizheften auf, Leibniz, Rousseau. Da Lichtenberg sehr genau ist, reagiert er wie in einem Gespräch auf eine Bemerkung Linnés, der behauptet hatte, dass die Steine wachsen, die Pflanzen wachsen und leben, die Tiere jedoch wachsen, leben und überdies empfinden. Hier erkennt Lichtenberg den Einfluss des Stils auf Gesinnung und Gedanken (A 22), denn für ihn ist klar: „der Wachstum der Steine hat keine Ähnlichkeit mit dem Wachstum der Tiere und Pflanzen“. Die Stilfigur mit wachsenden Gliedern im Sinn einer als Klimax sich erweiternden Reihe hat Linné vermutlich auf den Gedanken gebracht, hier auch die Steine auf der untersten Stufe anzubringen.

Eine Bemerkung in Johann Nicolaus Meinhardts Erläuterung zu seiner Dante-Übersetzung veranlasst Lichtenberg zu einer allgemeinen Feststellung – abermals wird hier der Einfall zum Symptom: „Dante Alighieri nennt in seiner Komödie den Vergil mit vielem Respekt seinen Lehrer, und hat ihn, wie Herr Meinhard bemerkt, doch so schlecht genützt, eine deutliche Probe, daß man schon damals die Alten lobte, ohne zu wissen warum, sie zu loben und andere Sachen tun, dieser Respekt gegen Dichter, die man nicht versteht und doch erreichen will, ist die Quelle schlechter Schriften“ (A 82). Dergestalt wird Tradition zum Vorurteil und zum Hemmnis.

Lichtenberg achtet stets auf die Sprache, er beachtet die Eigentümlichkeit der Shakespeareschen Metaphorik und bemerkt scharfsinnig einen gravierenden Fehler im Versuch Fieldings, in der Vorrede zum „Joseph Andrews“ den Grund des Lächerlichen zu bestimmen. Das ist kein Einfall, sondern vermutlich eine direkte Reaktion auf Gelesenes, die abermals auf den tagebuchartigen Charakter der „Sudelbücher“ verweist. Lichtenberg reagiert als Leser sozusagen mit der Feder in der Hand. Bücher regen an oder ermüden, der Leser wird von den Büchern sogar sinnlich affiziert:

„Es gibt eine gewisse Art von Büchern, und wir haben in Deutschland eine große Menge, die nicht vom Lesen abschrecken, nicht plötzlich einschläfern, oder mürrisch machen, aber in Zeit von einer Stunde den Geist in eine gewisse Mattigkeit versetzen, die zu allen Zeiten einige Ähnlichkeit mit derjenigen hat, die man einige Stunden vor einem Gewitter verspürt. Legt man das Buch weg, so fühlt man sich zu nichts aufgelegt, fängt man an zu schreiben, so schreibt man eben so, selbst gute Schriften scheinen diese laue Geschmacklosigkeit anzunehmen, wenn man sie zu lesen anfängt“ (B 15).

Dagegen hilft dann nur eine Tasse Kaffee mit einer guten Pfeife. Der Mehltau des schlecht Geschriebenen übt seine Gewalt.

Hingegen ist Wieland gerade deshalb ein guter, ja ein großer Schriftsteller, weil er „verwegene Blicke in eine Seele getan, in die seinige oder eines andern, mitten in dem Genuß seiner Empfindungen greift er nach Worten und trifft, wie durch einen Trieb, unter Tausenden von Ausdrücken oft den, der augenblicklich Gedanken wieder zu Empfindungen macht. Dieses hat er mit dem Shakespear gemein“ (B 322). Der Ausdruck, heißt es, lässt Gedanken wieder zu Empfindungen werden; aber im kritischen Leser werden diese Empfindungen dann wieder zu Gedanken. Lichtenberg selbst ist hierfür ein Beispiel.

Die phantastische Erfindung zieht Lichtenberg nicht weiter an, wohl aber die Fülle absurder oder doch sonderbarer Fakten im „Pitaval“, in Reiseberichten und bei den Geschichtsschreibern. Er ist, nicht weiter überraschend, ein eher nüchterner, also auch skeptischer und oft spöttischer Leser. In die Bücher sollen Erfahrungen eingegangen sein, man muss sich aber hüten, die Bücher mit Erfahrungen zu verwechseln:

„Daß die Geschichte eine Lehrmeisterin des Lebens sei ist ein Satz der gewiß von vielen ununtersucht nachgebetet wird. Man untersuche einmal, wo die Menschen, die sich durch ihren Verstand gehoben haben, ihren Verstand herhaben. Sie holen ihn in den Affairen selbst, da wo die Begebenheiten sind und nicht da wo sie erzählt werden. Man kann sehr viel gelesen haben und sehr wenig Verstand zeigen“ (D 19).

Aus den Berichten von James Cook, François Le Vaillant und anderen trägt Lichtenberg vor allem Kuriosa, sonderbares und anekdotisches Material zusammen, was ganz in der Konsequenz der auf überraschende Fakten und auffallende Merkwürdigkeiten ausgerichteten Notate liegt. Doch umso überraschender ist dann die wiederholt festgehaltene, teils bewundernde, teils apologetisch geprägte Hinwendung zu Jakob Böhme. „Daß Jacob Böhm ein enthusiastischer Pinsel gewesen, will ich jedem, der es behauptet, gerne zugeben, wenn er mir erlaubt ihn dafür für einen noch größern zu halten“ (D 158). Wer unverständlich und, wie er sagt, „nonsensicalischen Dingen“ eine vernünftige Seite abzugewinnen sucht, kommt leicht „auf gute Gedanken“, bemerkt er, vielleicht als Reaktion auf eine ihm zu Augen gekommene vernünftige Kritik oder bei erneuter Lektüre der „Aurora“, und fährt sodann fort: „auf diese Art kann Jacob Böhm's Buch manchem so nützlich sein, als das Buch der Natur“ (D 159). Wenig später wird auch das anekdotische Element greifbar: Der „Pastor Primarius Gregorius Richter“ aus Görlitz hatte Böhme in einer Weise bekämpft, die dazu führte, dass er nicht mehr vergessen werden konnte (D 163). Und wie zuweilen spätere Notizen als Repliken auf frühere Eintragungen, auch wohl als Ergänzungen gelesen werden können, so kommt Lichtenberg wenig später noch einmal auf Böhme zurück und räumt ein:

„Wir lachen über Jacob Böhm? Als wenn das Übernatürliche das er sprechen wollte natürlich klingen könnte. Wenn uns die Bewohner des Merkur

oder der Sonne Bemerkungen im Deutschen erzählten, die sie mit andern Sinnen als die unsrigen angestellt hätten, würde eine solche Erzählung viel vernünftiger klingen? Einmal 3 ist eins haben wir ja schon in unsrer Religion, warum kann es nicht auch eine milchwarme Musik, und eine bittere Qualität die aus dem Centro kommt als wenn sie primus werden wollte geben können?“ (D 172).

So mag das Buch Böhmes zuweilen Nonsense enthalten, zuweilen ist es erhaben, versichert er im Zusammenhang dieser schon romantisch zu nennenden Spekulation; auch wurde diese Schrift wider Böhmes Wissen und ganz gegen seine Absicht gedruckt, bekannt aber eben durch die Schmähungen seines Widersachers. Eine Verteidigung würde wohl lehrreich sein, was er in dem Satz resümiert: „Man lese die Schriften dieses Mannes und leugne hernach noch den inneren Sinn“ (D 173).

Er ist aber noch längst nicht fertig mit seinen Überlegungen zu Jakob Böhme, so dass er nach Monaten noch einmal feststellt, in seinen Schriften sei all das fest und gediegen, was seine Nachfolger nur verdünnt und verdorben weiterreichen, dies „mit einer bloß scheinbaren Verständlichkeit“; er bleibt bei seiner Feststellung, Böhme „ist und bleibt einer der ersten Schriftsteller unserer Nation“ (E 109). 15 Jahre schon hat er ihn gelesen und gesteht, einige seiner Paragraphen nun so zu verstehen, „als wenn ich sie heute selbst geschrieben hätte“. Vieles nimmt er als Weissagung und nennt Böhme sogar den „größten Schriftsteller, den wir haben“ (E 170). Das nun ist bei einem hellen, witzigen Kopf wie Lichtenberg höchst überraschend, umso mehr, als er ja auch Naturforscher ist. Aber die Tatsache einer über viele Jahre hinweg durchgehaltenen Lektüre ist im Sinne Lichtenbergs ein weiteres Indiz für die Qualität des Autors: „Ein sicheres Zeichen von einem guten Buch ist, wenn es einem immer besser gefällt je älter man wird“ (E 197).

4.

Als Goethe in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts als eine Modegröße gelten mochte, reagiert Lichtenberg mit ironischer Schärfe, weil man ihn für einen Shakespeare hält: Er ist zu diesem Namen „gekommen, wie die Keller-Esel (Läuse) zum Namen Tausendfuß, weil sich niemand die Mühe nehmen wollte sie zu zählen“ (E 70). Doch reagiert er in diesem Falle offenkundig noch nicht auf Lektüre, sondern auf die Fama. Als er später den „Werther“ liest, wird es anders sein: Die schwächliche Empfindsamkeit, die der junge Autor aus Frankfurt hier behandelt, stößt den pragmatischen, nüchternen Lichtenberg ab. Man spürt es förmlich, wie ihm der feinfühlige, der selbstverliebte Werther zuwider ist: „Die schönste Stelle im Werther ist die, wo er den Hasenfuß erschießt“ (F 516). Der rebellische Charakter des ‚widernünftigen‘ Erfolgsbuches entgeht dem nur wenig älteren Göttinger ebenso wie die geschickte Komposition und die Konsequenz der Darstellung. Er hält sich, trotz Böhme-Bewunderung, an anderes, je-

denfalls nicht an die neuerdings in Mode gekommenen, kräftig posaunenden Original-Genies. Wer sich, so sinnt er, in bestimmter, nicht nur schülerhafter Weise mit den Alten auseinander gesetzt hat,

„der gehe nun einmal in die Neueren hinein. Er wird nicht allein keine Beschäftigung finden, sondern wird oft einen geheimen Unwillen bei sich verspüren, wenn er sieht, was für einen Ruf diese Leute erhalten haben, und daß es einem für Unverstand ausgelegt werden würde, wenn man es öffentlich bekennen wollte, allein ich denke, laßt sie gehen, sie gehen gewiß nicht durch das feine Sieb womit die Zeit unsere Werke der Ewigkeit zusichten wird“ (E 257).

Die Erklärung für dieses entschiedene Urteil liefert Lichtenberg mit der grundsätzlichen Feststellung: „Kein Buch kann auf die Nachwelt gehen, das nicht die Untersuchung des vernünftigen und erfahrenen Weltkenners aushält, selbst die Farce, die Schnurre muß Ergötzung für diesen Mann in sich enthalten und sie kann es, wenn sie zur Ewigkeit gehn soll, geschieht es zuweilen, daß solche Dinge doch fort dauern, so ist es mehr den messingenen Krappen zuzuschreiben“ (ib.).

Wir wissen schon längst, dass der Böhme-Verehrer Lichtenberg ein enthusiastischer und empfindsamer Leser wohl nicht ist; hier nun sagt er genau, was er von Büchern erwartet, nämlich, dass sie standhalten der Prüfung durch Erfahrung und Vernunft. Da hat es die nicht-rhetorische und nicht-didaktische Poesie wohl ziemlich schwer. Er wäre aber nicht Lichtenberg, wenn er nicht auch diese, der Aufklärungspoetik geschuldete Auffassung (oder das Vorurteil?) wieder in Frage zu stellen sich fähig zeigte. So heißt es selbstkritisch nach einer abfälligen Notiz über „Götz von Berlichingen“, ob er nicht doch selbst zu weit gehe: „Er hört sich gern in seinem Enthusiasmus. Höre ich mich nicht gerne mit meinem Witz? oder in meiner kaltblütigen Verachtung alles dessen was aus Empfindung getan wird?“ (E 442).

Von einem englischen philosophischen Autor notiert er sich wie zur Bestätigung aber doch, was dieser von einem guten Schriftsteller fordert, nämlich: „Pleinness, sincerity and precision“ (E 478). Und noch einmal besinnt sich der unermüdliche, der produktive Leser: „Lesen heißt borgen, daraus erfinden abtragen“ (F 7). Sein Ideal in der Dichtung sind gewiss nicht die Oden Klopstocks oder Goethes, wären auch nicht die Hölderlins, sondern eher ein wohl durchdachtes, bewusst komponiertes, gedankenreiches philosophisches Lehrgedicht; so heißt es gar, es fehle den Deutschen „sicherlich noch ein Boileau“ (F 510); aber manche Romane sind eben auch so etwas wie ein Lehrgedicht: So liest Lichtenberg „Tausend und eine Nacht“, den „Robinson Crusoe“, den „Gil Blas“, die Romane Fieldings „tausendmal lieber als die Messiade, ich wollte 2 Messiasen für einen kleinen Teil des Robinson Crusoe hingeben. Unsere meisten Dichter haben, ich will nicht sagen [nicht] Geist genug, sondern nicht Verstand genug einen Robinson Crusoe zu schreiben“ (F 69).

Menschenkenntnis gewinnt man eben nicht aus Gedichten, eher schon aus Romanen, wie sie die Engländer schreiben, die Fielding und Defoe, am meisten

aber aus Memoiren und Autobiographien; als Beispiel nennt er die Memoiren des Kardinals de Retz. So denkt er auch an die eigene Lebensdarstellung als „seine eigene Naturgeschichte“ (F 755; vgl. auch G 83).

Wie sehr nun Lichtenbergs Reaktionen auf die Original-Genies, wie auf den „Werther“ grundsätzlich, wie wenig sie spontan sind, ergibt sich aus der Tatsache, dass man die Begründungen dieser Urteile noch zehn, fünfzehn Jahre später in den „Sudelbüchern“ wiederfinden kann: „Man ist verloren“, heißt es, „wenn man zu *viel* Zeit bekommt an sich zu denken, vorausgesetzt, daß man sich nicht als ein Objekt der Beobachtung, wie ein Präparat ansieht, sondern immer als alles was man jetzt ist. Man wird so viel Trauriges gewahr, daß über dem Anblick alle Lust verfliegt, es zu ordnen oder zusammen zu halten“ (J 704). Das stimmt wohl auch, wenn der sich Beobachtende nicht so sehr Trauriges bemerkt, als vielmehr meint, mit sich durchaus zufrieden sein zu dürfen, ja, es ist dies vermutlich noch weit schlimmer. Wenig später spricht Lichtenberg von einem Mädchen und einem jungen Manne, die, durch die Lektüre von Romanen korrumpiert, einer den anderen zum Selbstmord treiben möchten, um dergestalt berühmt zu werden. „Die eine könnte durch Werthern, der andere durch das Regenspurger Fräulein verführt zu diesem Entschluß gebracht worden sein. Allein da sie sich einander nicht eigentlich lieben, so entstehen daraus die lächerlichsten Situationen“ (J 735; vgl. auch J 834). Das ist eine hübsche Idee, ein Buch ironisch fortzuschreiben, wie es Jean Paul gut hätte leisten können.

Lichtenberg reagiert also keineswegs immer in enger, einseitiger Vernünftigkeit, zuweilen denkt er weiter, was ihm da als unangenehm begegnet, und wendet es phantasievoll ins Satirische.

So ist es dann minder überraschend, dass er mit einer Mischung aus Sympathie und Misstrauen auf die Schriften Jean Pauls reagiert. Hier findet er ausgeführt, was ihn zuweilen als Skizze beschäftigt, zugleich aber auch den hohen lyrischen Ausdruck der Empfindungen, die ihm nicht ganz fremd sind, vor denen er sich jedoch zu hüten sucht. Und dass einer seinen Pantoffeln Namen gibt, ist ein Einfall, dem wir auch bei Jean Paul begegnen könnten (L 470).

1797/98 wird Lichtenberg auf den großen Erzähler aufmerksam: Im „Deutschen Museum“ findet er einen Aufsatz von Schütz sowie ein Verzeichnis seiner Schriften und einige Nachrichten „von diesem außergewöhnlichen Kopf“ (L 477; L 514). Außerdem macht er sich Exzerpte aus einer Beurteilung der Jean Paulschen Romane, die er in der „Gothaischen gelehrten Zeitung“ findet. Dann aber hat er selbst etwas von diesem „sonderbaren Schriftsteller“ gelesen und schränkt das notierte Urteil wenig später wieder ein: Er sei doch „zuweilen unerträglich, und wird noch unerträglicher werden, wenn er nicht bald dahin gelangt, wo er ruhen muß. Er würzt alles mit Cayennischem Pfeffer und es wird ihm begegnen, was ich einst Sprengeln weissagte, er wird, um sich kalten Braten schmackhaft zu machen, geschmolzenes Blei oder glühende Kohlen dazu essen müssen. Wenn er wieder von vornen anfängt wird er groß werden“ (L 592,

vgl. auch L 581). Eigenartig ist immerhin, dass Lichtenberg hier argumentiert wie der Erzähler des „Titan“ bei der Charakterisierung der dämonisch-verführerischen Figur des Roquairol, der, frühreif und übersensibel bis zur Erschöpfung, zu immer stärkeren Reizen greifen muss.⁴ Er hat Jean Paul, den er doch nie persönlich kennen lernen sollte, sozusagen in der Lektüre erspürt und gewittert.

In einem Brief spricht sich Lichtenberg nach der Lektüre des „Hesperus“ uningeschränkt bewundernd aus, er erbittet sich auch das Porträt aus dem ersten Band der Neuauflage und gesteht: „Ein Schriftsteller wie Jean Paul ist mir noch nicht vorgekommen, unter allem was ich seit jeher gelesen habe. Eine solche Verbindung von Witz, Phantasie und Empfindung möchte auch wohl ungefähr das in der Schriftsteller Welt sein, was die große Conjunction dort oben am Planeten Himmel ist. Einen allmächtigern Gleichniß-Schöpfer kenne ich gar nicht“.⁵ Eine Stelle im „Kampaner Tal“ erwähnend (den Ballon-Aufstieg des Giones), heißt es sogar: „Ich kan mich nicht erinnern, daß seit langer Zeit irgend nur ein Bild einen so hinreißenden Eindruck auf mich gemacht hat. Ich muß gestehen, ich legte das Buch weg, um ihn recht lange zu behalten, denn ich fürchtete, er möchte vielleicht in der nächsten Periode durch einen vielleicht blos witzigen Einfall gestöhrt werden.“ Das scheint ihm denn auch der einzige Fehler Jean Pauls, der seinen Reichtum nicht immer mit Geschmack zu verwalten weiß; so jagt ein Bild das andere, wie eine Blüte die andere zu ersticken droht. Lichtenberg hat Jean Paul erstaunlich gut erkannt, dies wohl aus einer ihm selbst nicht ganz bewusst gewordenen Nähe heraus. Der sonst so nüchtern und spöttisch reagierende Lichtenberg zeigt sich plötzlich wieder enthusiastisch. Diese Art von Lektüre und Reaktion ist ungewöhnlich.

Für charakteristisch darf man eher halten, was Lichtenberg im Zusammenhang mit (oder in Erinnerung?) seiner Bibellektüre einmal festhält: Er findet nämlich in der Bibel eine Fülle von Tugendlehren und auf Erfahrung gegründeter Sentenzen; einen wahren Schatz von Lebensweisheit. Im Buch Salomo entdeckt er Lehren, die wohl nicht allein von Salomo sind, Eingebungen, Worte seiner Lehrer. Hier wirkt der Verstand der Alten und spricht auch zum Herzen dessen, der gewohnt ist, sich selbst zu beobachten (G 108). Dies ist es, sagt er, „was mir die Lesung der Bibel so angenehm macht. Es sind die Grundsätze zu einer Weltweisheit und Philosophie des Lebens, und die feinste Bemerkung der Neuern ist gemeiniglich nichts als eine mehr individualisierte Bemerkung jener Alten.“ Doch verhehlt er sich im Augenblick, dass eben in jener Individualisierung der Reiz der von ihm hin und wieder zitierten Moralisten vom Schlage Montaignes oder La Rochefoucaulds besteht.

Aber die Bibel enthält noch anderes, was die Werke der philosophischen Schriftsteller seit Marc Aurel, Montaigne und Gracián nicht zu bieten vermögen: Bei der wiederholten Lektüre der Psalmen Davids wird ihm deutlich, dass einem solchen Manne zuweilen nicht anders zumute gewesen ist als ihm, Lichtenberg, „und wenn ich sehe, daß er nach seinem großen Leiden wieder für Errettung

dankt; so denke ich, vielleicht kommt die Zeit, daß auch du für Errettung danken kannst“ (K 27). Lichtenberg nimmt das Gesagte für sich persönlich an: In den letzten Jahren von Krankheit, Schmerzen und Trübsinn heimgesucht, findet er Trost in den Sprüchen und Psalmen des Alten Testaments und bekundet dies auf eine völlig unironische und entsprechend unmittelbare Weise.

5.

Lichtenberg als Leser: wie nicht anders zu erwarten, eine Erscheinung voller Widersprüche bei einer durchgehaltenen Grundeinstellung, so dass wir besser statt von Widersprüchen nur von Abweichungen sprechen dürfen. Ganz einfach ist dies nicht auszumachen; Widersprüche können konstitutiv und konstruktiv sein. So ist es nur scheinbar paradox, dass der ständig lesende Göttinger Schriftsteller und Gelehrte ein scharfer Kritiker der nur noch aus Geschriebenem bestehenden alexandrinischen Bildung ist, weil diese keiner Erfahrung mehr zu bedürfen wähnt. Leider hat er Recht, wenn er notiert: „Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen“ (G 82).

Wie viel lieber sind ihm die Männer, die handeln und denken, ohne erst lange die Bücher befragen zu müssen, wie Franklin und Cook, Le Vaillant, Justus Möser mit seinem gesunden Menschenverstand, und dann natürlich die Alten! Doch mag eben darin eine Art von Kompensation für ihn gelegen haben, dem die physische Behinderung eine aktive Betätigung fast nicht verstattete. Doch ist die Erfahrung nicht allein an physische Aktivität gebunden, und es gibt schließlich auch eine reflexionslose Tätigkeit, der er niemals hat das Wort reden wollen. Bei Lichtenberg ist das Lesen immer schon reflexiv, eben in der Auswahl von Kuriosa und Anekdoten, von Lesefrüchten und Übersetzungsfragmenten. So liest er natürlich auch Reiseschilderungen auf inhaltliche Momente hin, sucht ungewöhnliche Tatsachen und Begebenheiten, sucht überraschende Neuigkeiten. Seltener, wie bei Rousseau, achtet er auf bestimmte, dem Autor eigentümliche Züge, bis er dann zuweilen ähnliche Eigentümlichkeiten auch bei sich selbst entdeckt; Genauigkeit, Sachlichkeit und Lesbarkeit fordert er von einer Schrift, und auch die Selbstdarstellung darf nicht um ihrer selbst willen erfolgen, sie muss auf den exemplarischen Charakter des Dargestellten hin ausgerichtet sein: „Wer, wenn er schreibt, um sich Genüge zu tun, alles sagt, was er weiß, schreibt gewiß schlecht. Hingegen wer anhalten muß, um nicht zu viel zu sagen, kann sich eher Beifall versprechen“ (K 186). Man sieht, wie viel der nüchterne Mann vom schriftstellerischen Handwerk versteht, man sieht ja auch, wie er dann immer wieder über die ihm eigenen Grundsätze eines nur rationalistischen Literaturkonzeptes hinausdrängt und doch mehr will als das nur Belehrende, Unterrichtende oder gar Erbauliche. Dann besinnt er sich auf Jakob Böhme, dann spricht er bewundernd von Jean Paul. Was konstitutiv ist für seine Eigenart als Autor, das zeigt auch die Art seiner Lektüre: Beobachtung und Witz, Nachdenken und Pragmatik.

Lichtenberg ist ein ständig reagierender, kein bloß registrierender Leser; wenn er Tatsachen, Probleme, Merkwürdigkeiten, Anekdoten und sonderbare Träume notiert, tut er dies nicht, um ein Privat-Magazin der Unterhaltung und des Witzes anzulegen, sondern, man kann es hier und da verfolgen, um weiterzudenken – mit der Feder in der Hand.

- 1 Vortrag auf der 24. Jahrestagung der Lichtenberg-Gesellschaft am 30. Juni 2001 in Darmstadt.
- 2 Lichtenbergs Sudelbücher werden zitiert, wenn nicht anders angegeben, nach SB, lediglich nach Buchstaben des jeweiligen Heftes mit der Nummerierung von Promies, aber ohne Angabe der Seitenzahl.
- 3 Die Weimarer Gymnasial-Reden Herders sind, soviel ich weiß, noch gar nicht in ihrer vollen Bedeutung für die deutsche Aufklärung und die sich ihr anschließende klassische Bildung gewürdigt worden. Siehe hierzu: J. G. Herder: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. B. Suphan. Bd. 30. Berlin 1877 ff.
- 4 Vgl. Jean Paul: *Werke in 12 Bänden*. Hrsg. v. Norbert Miller. München 1975 [Reihe Hanser 200], Bd. 5, 261 ff.
- 5 An J. F. Benzenberg vom [22.? Juli 1798]: Bw 4, Nr. 2883.